

Szenen der Einsamkeit

DAGMAR DUSIL



1. Im Mutterbauch

Welt soll es heißen im Nachher, nach dem Werden, nach dem Wachsen, nach dem Ahnen, nach der Einsamkeit, für die noch keine Laute Worte finden. Noch gibt es keine Sprache im Alleinsein im Mutterbauch, ich hör die Lautgebilde, die um Worte ringen, ich spüre eine Hand auf Mutters Bauch. Bin ich ein ICH in dieser Einsamkeit, bin ich ein ES noch ohne Sprache? Wann wird es um mich laut? Wann werde ich das Schützende verlassen und mich wiederfinden in der Welt? Wann werden Worte, die die Sprache bilden, die Einsamkeit ihr eigen nennen? Wenn ich das Schwarz durchbrochen haben werde und gleißend Licht die Augen trifft, wenn fremde Hände meinen Schleim vom Körper wischen und Mutter leise stöhnen wird, dann wird ein Schrei die Einsamkeit von mir entfernen. Es ist ein Mädchen, hör ich eine Stimme sagen und Mutter lächelt matt, Willkommen mein Kind.

2. Ein Kind allein

Sie werden klein und kleiner, Punkte in der Landschaft verlieren sich auf einem staubigen Weg, leise greift der Wind in die Äste der Bäume, Sonnenstrahlen sind halb blind. Ich bin fünf. Vater zieht einen Koffer hinter sich, Mutter ein Gepäckstück in der einen Hand, die andere frei zum Winken. Nach fast jedem Schritt dreht sie sich um, überlegt im Zögern zurückzukommen. Großvater sitzt zahnlos im Rollstuhl vor dem Tor – ein Geschenk vom Roten Kreuz aus dem Ausland – Großmutter mit mir an der Hand, wie einen Hund an der Leine, um mein Losreißen und zu den Eltern eilen, zu verhindern. Kleine Punkte immer weiter fort, wir vor dem Tor des Hauses reglos und stumm. Das Dorf wie tot. Sie kommen wieder, sagt Großmutter, mit Geld und Schokolade, mit iPhones und einem riesigen Fernsehapparat. Nicht wein', sie kommen wieder. Großvater versucht zu pfeifen mit dem zahnlosen Mund und lässt verstümmelte Worte hinaus in die Welt gleiten. Nicht wein', mein Kind, sagt er und rollt zurück ins Haus, der Putz blättert von den Wänden, und das Dach ist undicht wie ein kleines Kind. Nicht wein', mein Kind. Sie kommen wieder, gehen doch nicht in Krieg, sondern zur Arbeit, zu Erdbeeren, Spargel und Gurken, sie werden nicht im Schützengraben liegen, sondern auf dem Traktor ihren Rücken biegen und Obst und Gemüse aussortieren. Nicht wein', mein Kind, sie kommen wieder, werden bei der Arbeit Lieder singen und von dir erzählen, werden glücklich sein unter der Sonne und fröhlich, nicht wie wir im Krieg im Schützengraben, wo der Mut und die Hoffnung uns verließen und selbst die Worte uns einsam machten.

Das Kind stellt fragen, immer wieder, die Sprache trägt seine Wünsche und Hoffnungen auf schweren Flügeln und Großmutter antwortet einsilbiger. Der Putz fällt von den Wänden und Regentropfen tröpfeln durchs Dach. Großvater liegt eines Tages im Sarg. Das Kind wird still und stiller, die Worte sitzen fest in seiner Brust und es gibt kein Entkommen.

Vater und Mutter kamen nicht wieder, keiner wusste, was geschehen war. Großmutter träumte von Geld, das Kind von Schokolade, der riesige Fernsehapparat war eine Wand.



3. Die Erde bebt

Ein Traum? Ein dumpfes Grollen? Ein Schreck? Ein Erwachen? Ein Erwachen. Kein Traum. Ein Eingeschlossensein. Und ich allein. Rufen und schreien, allein in einem Raum in Dunkelheit. Das Beben war kein Traum. Ob meine Worte je ein Menschenohr erreichen? Die Luft wird weniger und ich so klein. Ich bin hier, rettet mich, könnt ihr mich hören? HILFE! HILFE! HILFE! Der Raum so klein, so eng, so dumpf, und jedes Wort, jeder Hilfeschrei nimmt mir vom Sauerstoff. Ich klopfe, gebe Zeichen oh bitte rettet mich. Ich bin so jung, will leben, wo sind die andern, die Eltern, Brüder, Schwestern, Nachbarn und Freunde? Es ist so still. Ich taste mich durchs Dunkel, kauere in einem Loch aus Angst, es bröckelt um mich herum, es rieselt Angst in die sich Hoffnung mischt. Die Zunge pelzig, ich habe Durst, ich sammle Speichel in meinem Mund und schluck in runter. Ich klopfe, bis mich die Kraft verlässt. Noch nie wollt ich so gerne leben, noch nie hatte ich solchen Durst, noch nie hörte ich die Erde beben, ich dachte es sei im Traum und wachte auf im Leben. Ich sitze allein in meinem Raum aus Angst und Dunkelheit, und schreie sparsam Worte.

4. Alltag

Nicht trink ein zweites Glas Wein, schließ die Tür und komm endlich herein, nicht red' so lange mit dem Nachbarn und hol' auch die Post. Geh in den Keller und in die Garage und nimm die Überweisung mit zur Bank. Und nicht häng den ganzen Tag im Netz herum und antworte mir, wenn ich dich etwas frage. Und lass endlich deine Bücher stehen und trage das Altpapier in den Container und nimm den Biomüll für die Tonne mit und vergiss auch den Restmüll nicht. Und blockier' nicht das Bad, du lebst ja nicht allein in dieser Wohnung, gesaugt muss die Wohnung auch noch, sie ist voller Staub, was meinst du, was soll ich anziehen, das rote Kleid? Und bind' dir eine Kravatte um, und lass die Geige endlich ruhen. Hast Du die Liste für den Einkauf schon geschrieben? Der Wagen müsste auch noch in die Waschanlage! Du siehst ich falle vor Erschöpfung um und du sitzt einfach stumm herum, So sag doch etwas, Du lebst nicht allein, so sei doch darüber froh und tausche dich mit mir aus über die Politik und überhaupt.

Du denkst: Wie einsam kann der Mensch nur sein zu zweit. Verstummt und jeder Worte bar.

5. In der Zelle

Wie lange schon? Wie lange noch? In der messbaren Einsamkeit? In der Zelle 2,5 x 3 m, ein Bett, Beton, ein winziges vergittertes Fenster, eine Klappe, die sich öffnet in der Tür, ein Napf mit Essen, ein Wachrütteln in der Nacht, Worte zu einem Geständnis werden lassen, gestehen, was es nicht zu gestehen gibt. Gebrochene Finger. Ich bin Pianist. Ich gehe in der Zelle auf und ab, 2,5 x 3 m. Ich zähle Schritte, eins, zwei, drei, ich geh im Kreis und in der Diagonale. Ich spreche nur noch stumm mit mir allein, ich habe Angst verrückt zu werden, schon zu sein. Ich rezitiere, sage auf Gedichte, mein Geist wird frei. Ich bin nicht Mensch und bin nicht Tier, mein Blick wird müde wie Rilkes Panther, ich suche die Welt im Rechteck einer Zelle, ich suche nach Worten, die mich ins Rund der Freiheit tragen. Ich habe Angst, dass das Blau des Himmels schwindet. Ich bin allein



in der aufoktroierten Einsamkeit. Ich kann nicht in die Tasten greifen, so greife ich zu Worten, die mir keiner nehmen kann. Sie rinnen durch den Fluss der Zeit. Ich gehe in der Zelle 2,5 x 3, schließe die Augen, zähle die Tage nach rückwärts, sage Sonne, Wolken und Zeit, schrumpfe zu einem Punkt aus Licht und verschwinde. Ich bin ein Mensch solange Worte in mir blühen, die ich zu Sätzen bündele, die Geschichten erzählen. Ich streiche mit dem Blau des Himmels meine Zelle, und lass die hängende Lampe werden zur Sonne, beginne meine Erzählung mit „Es war einmal“, spüre warmes Brot auf der Zunge und trinke roten Wein. Es ist so still. Du stehst vor mir in einem langen Kleid. Ich höre Schritte. Die Luke in der Tür wird aufgestoßen. Die Worte schwinden. Stumm nehme ich den Napf entgegen.

6. Auf der Palliativstation

Ich liege in meiner Stille gebaut aus wenig Zeit, lass meinen Atem fließen, sehe deine Blicke Worte fädeln durch die Einsamkeit. Du und ich, wir zwei und Worte, die uns fehlen, die zu leer sind, um Inhalte zu tragen. Die Luft verwandelt Sein in stilles Gleiten, wir formen Sätze, die ungesagt bleiben. Leise Berührungen ersetzen Ungesagtes und lassen Augenblicke klein verstummen. Noch leben wir gegenseitig unsere Einsamkeit, noch spür ich deinen Atem. Wie lange noch? Dann sagst du plötzlich: Hörst du die Vögel zwitschern? Eine Frage, so einfach, so banal und doch so voller Leben. Hörst du die Vögel zwitschern, wiederholst du leise deine Frage, so leise, als ob du den Raum nicht verletzen willst. Die Dunkelheit schmiegt sich schon an den frühen Abend. Eine Krankenschwester kommt herein. Ich sollte dir noch etwas sagen, doch die Worte überschreiten die Grenze nicht. Ich wollte dir noch vieles sagen. Vielleicht wird dich mein Ungesagtes noch erreichen, was uns verbindet ist die Blase Einsamkeit. Wenn ich die Grenze überschritten habe, musst du zurück zu Worten finden.

Der Tod raubt alle Worte und wird zum Hüter unserer Einsamkeit.